

Täter hart mit Tat konfrontieren

Sie sass schon vielen Mördern gegenüber: Leena Hässig ist seit 25 Jahren Gefängnispsychologin – in Hindelbank und auf dem Thorberg

Wenn sie Mörder und andere Gewalttäter therapiert, hält sie ihnen hartnäckig ihre Delikte und die Leiden der Opfer vor Augen. Deshalb betrachtet Leena Hässig, seit 25 Jahren Rechtspsychologin in den Strafanstalten Hindelbank und Thorberg, ihre Täterarbeit auch als Opferprävention.

WALTER DÄPP

Der Fall machte Schlagzeilen: Mitte August verurteilte das Jugendgericht Schwyz den 17-Jährigen, der in Muotathal seine Stiefmutter und seinen Stiefbruder mit einem Küchenmesser «geplant und kaltblütig» ermordet hatte, zu einer bedingten neunmonatigen Freiheitsstrafe. Zur Zeit der Tat war der Täter 15-jährig gewesen. Nun, zwei Jahre später, verfügte der Richter für den jungen Burschen eine ambulante Behandlung im stationären Massnahmenvollzug. Gericht und Medien versuchten die Ursachen und Hintergründe dieser grausamen Tat auszuleuchten. Man las vom «Horror, der aus dem Kinderzimmer kam». Oder davon, dass «Muotathal zeigt, wie aus Kindern Killer werden». Und etliche forderten, «das Monster» sei «für immer und ewig zu versorgen».

Die Rechtspsychologin Leena Hässig, die auch den – in einer Berner Erziehungsanstalt untergebrachten – Täter von Muotathal therapiert, sieht es differenzierter.

«Von den Opfern ausgehen»

Weil sie selber involviert ist, redet sie über den konkreten Fall nicht. Doch grundsätzlich äussert sie sich zur sinnlosen, brutalen Gewalt junger Leute, die aufschreckend und nicht begreifbar ist – wie im Mordfall Muotathal. Oder im Gewaltexzess Jugendlicher in München. Oder im Berner Florapark-Tötungsdelikt. Oder im Fall des Zürchers, der mit dem Sturmgewehr eine zufällig auf den Bus wartende junge Frau erschoss – und nun zu einer 17-jährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, die in der Forensisch-Psychiatrischen Abteilung der Strafanstalt Pöschwies abzusitzen ist.

Grundsätzlich sei es ihre Aufgabe, stets vom Delikt auszugehen, sagt Leena Hässig – «vom Schmerz und vom Leid, das die Täter den Opfern und ihren Angehörigen und Freunden zugefügt haben». Sie konfrontiere die Täter immer und immer wieder mit dem Delikt, zwingt sie dazu, sich damit auseinanderzusetzen – und so immer wieder erfahren zu müssen, «wie abscheulich und niederträchtig ihre Tat gewesen ist». Es nütze nichts, die Täter «einfach als Psychopathen abzustempeln, sie einzusperren und mit Macht zum Schweigen zu bringen, «aber es bringt umgekehrt auch nichts, sie naïv nur als Opfer zu sehen, nur Mitleid und Verständnis für sie aufzubringen».

«Aus Langeweile kriminell»

Als Therapeutin müsse sie einen Mittelweg beschreiten und «nach den Ursachen suchen, die einen Menschen zum Monster machen können», berichtet die Psychologin. In den oft langjährigen Therapien sei es vor allem auch ihre Aufgabe, «immer wieder zu stören – die Täter am Wegschauen und Verdrängen zu hindern».

Sie begegne oft jungen Gewalttätern, die aus Langeweile kriminell geworden seien. Ihnen seien in ihrer Kindheit und Jugend keinerlei Werte vermittelt worden. Nun hätten sie «keine Ahnung, wie sie mit ihrem Leben umgehen, wie sie ihr



Die Berner Rechtspsychologin Leena Hässig hindert als Therapeutin die Täter hartnäckig daran, «wegzuschauen und zu verdrängen».

VALÉRIE CHÉTELAT

Leben sinnvoll gestalten können». Auch wenn ihre Gewalttaten unfassbar seien und verständlicherweise grosse Empörung auslösten, gebe es aber vielversprechende Möglichkeiten, mit ihnen zu arbeiten: «Wenn sie realisieren, dass sich jemand für sie interessiert, mit ihnen eine Beziehung aufbaut und dabei durchaus auch unbequeme Fragen stellt, haben sie zumindest einmal ein schlechtes Gewissen. Darauf kann man aufbauen.»

Mit Kuscheltherapie habe das nichts zu tun: «Ich konfrontiere die Täter direkt und hart mit ihren Delikten – lege ihnen oft auch Tatbilder vor, halte ihnen vor, was für physische und psychische Wunden sie ihren Opfern zugefügt haben.»

«Ein langer Weg»

Die Tätertherapie sei aufwendig, erfordere oft jahrelange Arbeit, sagt Leena Hässig. Durch klare (Gefängnis-)Strukturen und straffe Regeln sei «eine erste Anpassung» zwar relativ rasch zu erreichen, doch der Weg zu einer nachhaltigen Besserung sei ein langer Weg. Dabei müssten die Täter lernen, mit ihren Delik-

ten zu leben – was nicht einfach sei: «Bei mir können sie nicht ausweichen. Ich behandle zum Beispiel seit etwa sechs Jahren einen jungen Mörder, der von einem normalen Leben mit Frau und Kindern träumt, sich nun aber davor fürchtet, seinen Kindern einmal sagen zu müssen, er habe jemanden umgebracht.»

Sie ist sich bewusst, dass alle aufwendigen therapeutischen Bemühungen zwangsläufig Täterorientiert sind. Da ihre Therapien aber stets auch auf die Delikte (und damit auf die Opfer) fokussiert sind, betrachte sie ihre Arbeit auch als Dienst an den Opfern. Es treffe zu, was etwa der Psychiater Frank Urbaniok postuliert habe: dass Tätertherapie immer auch Opferprävention sei.

«Viele Täter waren auch Opfer»

Doch auch die Täter hätten Rechte: «Zum Beispiel das Recht auf eine gute und faire Begutachtung – und das Recht, eine Chance zu erhalten, Defizite aufzuholen.» Ihre langjährige Erfahrung zeige auch, dass «viele Täter in ihrem Leben auch Opfer waren». Deshalb sei es zu einfach, «hier die Täter und dort

die Opfer zu sehen». In Bezug auf die strafrechtliche Ahndung eines Delikts sei zwar klar, wer der Täter und wer das Opfer ist. Doch in der therapeutischen Behandlung sei es Pflicht, die ganze Geschichte auszuleuchten – und allenfalls eben auch zu erkennen, «dass eine Entwicklung vom Opfer zum Täter stattgefunden hat».

Woher diese sinnlose Gewalt?

Die sinnlosen und höchst brutalen Gewaltexzesse Jugendlicher, die sich zu häufen scheinen, führt Leena Hässig unter anderem «auf die Bindungslosigkeit» der betreffenden jungen Männer zurück: «Wenn ich all diese Biografien anschau, fällt mir auf, dass diese Leute nicht in die Gesellschaft eingebunden sind. Viele haben kein Elternhaus, das ihnen ein wirkliches Zuhause bietet. Viele haben keinen Lehrmeister. Sie rotieren für sich, bilden ihre eigenen Gruppierungen, suchen nach ihrem eigenen Kick – um sich so zu spüren. So kann es zu fatalen Fehlentwicklungen kommen – sodass sie Gewaltanwendung als etwas Lustvolles empfinden, vor al-

lem in der Gruppe.» Solchen Entwicklungen kann man nach Ansicht von Leena Hässig nur entgegenwirken, «wenn die Jungen in ihrer Entwicklung nicht allein gelassen werden.» Dies beginne schon im Kindergarten. Für Eltern und Bezugspersonen sei wichtig, «nicht alles widerspruchslos hinzunehmen – auch mal zu sagen, so, jetzt reicht's». Erwachsene müssten deshalb öfter den Mut haben, zu intervenieren, wenn sie bei Jugendlichen ein Fehlverhalten feststellen.

«Ein Gewalttäter ist nämlich nicht einfach als Gewalttäter geboren», sagt sie, «die Einflüsse sind entscheidend – positive und eben auch negative.» Einfluss zu nehmen sei deshalb klüger, als später «Gewaltexzesse als dämonische Ereignisse zu beklagen».

«Ausdruck von Abgestumpftheit»

Nicht die Zahl der Gewalttaten, sondern vor allem die Brutalität und die Qualität der Gewalt haben zugenommen, sagt Leena Hässig: «Das ist auch der Ausdruck einer gewissen Abgestumpftheit. Viele heutige Gewalttäter spüren lange nicht,

dass sie ihrem Opfer Schmerzen zufügen. Ich bin deshalb auch überzeugt, dass Gewaltdarstellungen in den Medien, vor allem im Fernsehen und im Internet, zu dieser Abgestumpftheit beitragen können. Meine Kinder haben zum Beispiel den Computer im Gang, nicht im Zimmer – sodass ich zwischenhin ein immer überblicken kann, was sie gerade anschauen. Das gibt uns die Möglichkeit, auch immer wieder über das, was gerade über den Bildschirm flimmert, zu reden.»

Das Telefon im Gefängnis

Das «Knast-Klima» im Kanton Bern übrigens ist nach Ansicht von Leena Hässig in den vergangenen 25 Jahren nicht etwa rauer und gewalttätiger geworden, wie man gemeinhin annehmen könnte. «Nein», sagt sie, «vor 25 Jahren war es eher rauer. Damals hatten die Gefängnisinsassinnen und -insassen zum Beispiel noch kein Recht zu telefonieren. Heute ist das in jeder Anstalt möglich. Diese Kontakte nach aussen sind für viele Insassen sehr wichtig. Sie helfen mit, Aggressionen abzubauen.»

Andererseits würden kleine Strafen heute oft mit gemeinnütziger Arbeit oder in Halbgefängenschaft verbüsst, was dazu führe, dass «nur noch Menschen mit komplizierten Geschichten im Gefängnis landen».

Vertrauen schaffen

Die unterschiedliche Atmosphäre im Frauen- und Männerstrafvollzug beschreibt Leena Hässig so: «Bei den Frauen ist es lauter und direkter, bei den Männern eher ruhiger, aber auch unheimlicher.»

Die Therapie von Straftäterinnen und Straftätern sei zwar «Knockenarbeit» und setze Hartnäckigkeit und Ausdauer voraus, sagt sie. Doch die Arbeit hinter Gittern sei auch befriedigend: «Wenn ich diese oft verschlossenen Leute dazu bringen kann, sich zu öffnen, mir ihre dunklen und hellen Seiten zu offenbaren – dann ist das doch auch immer wieder ein Vertrauensbeweis. Dieses Vertrauen kann dann zu einem berührenden Austausch führen – was ein Weiterkommen in der therapeutischen Arbeit überhaupt erst ermöglicht.»

DER FORENSISCH-PSYCHIATRISCHE DIENST

«Präventiv bedeutsam»

Leena Hässig, 52-jährig, Psychologin und Psychotherapeutin, ist seit 25 Jahren im Strafvollzug tätig – als Mitarbeiterin im Forensisch-Psychiatrischen Dienst der Universität Bern. Sie ist auch Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Rechtspsychologie. Während zwanzig Jahren war sie Psychologin in der Frauenstrafanstalt Hindelbank, seit fünf Jahren ist sie Psychologin in der Strafanstalt Thorberg. Sie war auch Supervisorin im Massnahmenzentrum St. Johannsen und ist seit zehn Jahren in dieser Funktion auch für die Bewährungshilfe des Kantons Bern tätig.

Leena Hässig ist überzeugt, dass der von Prof. Anneliese Ermer geleitete Forensisch-Psychiatrische Dienst im Kanton Bern gut funktio-

niert. Die personellen Ressourcen seien allerdings knapp, und die therapeutische Arbeit sei «ein Verschleissjob». Viele ihrer Kolleginnen und Kollegen hätten jedenfalls nach wenigen Jahren in einen anderen Bereich gewechselt.

Eine Therapiestunde pro Woche

«Allein auf dem Thorberg laufen gegenwärtig 75 Therapien – verteilt auf vier Psychologinnen und drei Psychiater mit je rund einem Tagespensum. Jeden Insassen mit Therapieordnung treffen wir einmal pro Woche, manchmal auch in Gruppen.»

Die Therapiewilligkeit der Gefängnisinsassen sei unterschiedlich. Die einen seien dankbar, andere kooperierten vor allem deshalb,

weil sie nur so in ihrem «Vollzugssetting» weiterkommen können. Und wieder andere betrachteten alle Therapiebemühungen als sinnlos. Erschwerend seien die Sprachprobleme: «Auf Deutsch, Französisch und Englisch komme ich zwar recht weit, hie und da müssen aber Übersetzer dabei sein.»

«Netze für den Wiedereinstieg»

Der Erfolg der therapeutischen Arbeit mit Straftätern ist für Leena Hässig erwiesen, auch wenn die Bemühungen in vielen Fällen nicht sofort Früchte tragen.

Oft helfe die Therapie den Tätern vor allem aber auch, neue Netze für den Wiedereinstieg ins normale Leben aufzubauen. Oft seien solche unscheinbaren Erfolge, die präven-

tiv bedeutsam seien, aber nur schwer zu erkennen.

Das Zusammenwirken von Psychiatrie und Psychologie sei im forensisch-Psychiatrischen Dienst der Universität Bern gut, sagt sie: «Der Psychiater kommt dann ins Spiel, wenn beim Klienten eine psychische Störung vorhanden ist. Der Psychologe ist hauptsächlich dann gefragt, wenn keine komplexe psychische Störung vorliegt. Die psychotherapeutischen Behandlungen werden dann in vielen Fällen von den Psychiatern an die Psychologen delegiert – vor allem die Deliktarbeit. Denn nicht jede Verhaltensauffälligkeit wie zum Beispiel die der gewalttätigen Jugendlichen ist gleichbedeutend mit einer psychischen Störung.» (wd)